

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Der verzauberte Hausschlüssel. Humoreske

urn:nbn:de:bsz:31-62042

den Studenten, wenigstens im Kreise der jüngern Mitglieder, Vieltrinken als eine Art von Mannhaftigkeit gilt. Wir Norddeutschen dagegen ziehen gern unsere Frauen mit in die Geselligkeit. Wenn sich die Geschlechter trennen, fällt der eine Teil leicht in Robeit, der andere in Klatscherei — zu beiderseitigem Schaden. Trotz alledem wohnen wir — wie mein eigenes Beispiel zeigt — gern unter ihnen. Ihre lebhafteste Natur, ihre eigentümliche Begabung lockt uns an. Ich wollte nur, daß auch das Umgekehrte der Fall wäre."

Die Flasche, die der Major gespendet hatte, war geleert, und ich fühlte mich verpflichtet, seine Gabe zu erwidern. Ich nahm daher den Expeditor beiseite und fragte ihn, ob der Wirt etwas Feines im Keller habe. „Allerdings, allerdings!“ sagte Höpken verträglich. „Er hat ein Oberblut von gutem Jahrgang. Wer davon trinkt, der, sagt man, hört die Engel im Himmel singen.“

Als die Kellnerin die versiegelte Flasche öffnete, entströmte ihr ein köstlicher Duft, und der Major sagte: „Das muß ein braver Mann sein, dem ein so guter Ruf vorangeht.“

Wir hatten diesmal hellgrüne Römer, welche die Blume des Weines schön zusammenhalten. Als wir anstießen, rief ich: „Ich leere dies Glas auf eine stets wachsende Verschmelzung der deutschen Stämme. Fort mit dem Gekelnamen Bettelpreuße! er ist eine Lüge. Versenken wir ihn in den Rhein, wo er am tiefsten ist! Wir sind weder Preußen noch Schwaben, sondern Deutsche, wir sind treue Söhne der Mutter Germania. Wohlan denn, nuzt der eine, was der andere Gutes hat, schleifen wir die Ecken ab, an denen wir uns bis dahin thörichterweise gestoßen haben! Seien wir verträglich und duldsam, seien wir gerecht! Wir sind Brüder unter einem Dache; damit ist alles gesagt. Deutschland lebe! Unser Kaiser lebe! Die deutsche Brüderlichkeit lebe!“

Die Gläser klangen, und der Major wischte sich den nassen Schnurrbart und gab mir einen schallenden Kuß. Vielleicht hätte mich auch der Expeditor, der augenscheinlich die Engel im Himmel singen hörte, an sein Herz geschlossen; aber da knatterte, durch das offene Fenster hörbar, ein eben einlaufendes Telegramm. Er setzte die Dienstmütze auf und eilte pflichtgetreu von dannen.

Karl August Mayer in Karlsruhe.

Der verzauberte Hausschlüssel.



ines der berühmten Salvatorlieder, das nie veraltet, lautet:

„Mir soan nit von Pa-
sing — mir soan nit von
Loan,

Im lustigen Münching
do soan mir derhoam!“

Die Münchner, die beim goldbraunen Zacherl-El so singen, haben weiß Gott recht, fidel ist München — kreuzfidel.

Aber, aber, Gambirinus fährt ein gar streng Regiment und wer nicht gefeit ist wie ein richtiger Hofbräuhausfer, dem kann allerhand passieren, wenn

er zuviel mit dem „Krugl“ scharmuziert. Ein derartiges Münchinger Abenteuer, und zwar ein recht lustiges, ist nun einmal einem strebiamen Kunstjünger begegnet, ein Abenteuer, das er sein Lebtag nicht vergessen hat.

Es mag nun 25 Jahre her sein, da zog besagter Jüngling, der damals kaum das 16. Lebensjahr überschritten hatte, in die Kunststadt an der grünen Jyar ein, die Brust geschwellt von den rosigten Zukunftsträumen der Jugend, den Kopf noch voll von den Ermahnungen des besorgten Vaters und stolz darauf, den ersten Schritt ins Leben selbständig zu thun, ein Stolz, dem der wohlgefüllte Geldbeutel den soliden Untergrund verlieh! Eine passende Wohnung war bald gefunden und, war dieselbe auch nur ein Dachstübchen — es war seine Stube und er wohnte, wie es dem Künstler gebührt, dem Himmel nahe, von dem ja doch alle Kunst stammen soll. Eingeräumt war bald und er wollte sich gerade entfernen, um vor hereinbrechender Nacht noch durch seine neue Heimat lustzubummeln, als es bescheiden anklopfte und auf sein „Herein“ seine Hauswirtin, eine alte Kontrollorowskawe eintrat und ihm feierlich unter vielen Komplimenten den Hausschlüssel überreichte, mit der bedeutungsvollen Bemerkung, das Haus werde um 9 Uhr abends geschlossen.

Den Hausschlüssel, das Zeichen der Zimmerherrlichkeit, — den ersten Hausschlüssel, der ihm unkontrolliert zu Gebote stand — und was für ein Prachtexemplar, würdig in jede Altertumsammlung aufgenommen zu werden, von riesiger Länge und der Dicke eines anständigen Zimmermannsbleistiftes. Ihn in einer Tasche unterzubringen, war rein unmöglich und endlich hing ihn der glückliche Besitzer an die Hosenschnalle, wo er baumelte wie „des Löwen Wedel“.

Nun, in den ersten Tagen wurde der Hiesenschlüssel nicht gebraucht. Der kaum dem Neste entflogene schüchtern Kunstjünger hatte noch keine Freunde, blieb deshalb abends zu Hause oder kehrte wenigstens punkt 9 Uhr mit dem Zapfenstreich auf sein Stübchen zurück. Das wurde aber bald anders, er lernte Berufsgenossen kennen, mit denen er bei herrlichem Bier und gemüthlicher Unterhaltung sitzen blieb, sitzen, bis die Kellnerin den Gasbahnen umdrehte und der letzte Bierzapf nach Hause gegangen. Ja, wen es einmal hat, das Münchner Kneipleben, den packt's fest mit der Kneipzange und läßt ihn nicht wieder los, bis er wie der ächte Münchner jeden Abend — maßvoll nach Hause wandt. So kam es auch bei unserm jungen Freund und der Hausschlüssel, das Monstrum, kam zu seinem Rechte, denn:

„Wer ein bedächtiger Trinker will sein,
„Der steck den Hausschlüssel frühmorgens schon ein!“

Allein „sechse treffen, sieben äffen“ und Gambirinus, der gewaltige König, läßt nicht mit sich spassen, niemand wandelt ungestraft durch seine mit goldener Gerste und rankenden Hopfen reich geschmückten Lande.

Einnmal nun hatten die Freunde tüchtig gekneipt und es war schon spät nach Mitternacht, als unser Befannter in dem seligen Zustand, den Vater Abland einst mit dem schönen Worte „bediadufelt“ bezeichnete, nach Hause zurückkehrte. Als er nach mannigfachen Schwantungen endlich an die rechte Thüre gelangte und nach vielen vergeblichen Versuchen, bei welchen er sich jedesmal tannelnnd um die eigene Achse drehte, den Hausschlüssel von der Hosenschnalle losgebracht und in das Schlüsselloch mit vieler Mühe eingesteckt

hatte — da läßt sich das heillose Ungetüm nicht herum-drehen. Er rückte und drückte, bis ihm vor Anstren-gung der Schweiß über die Stirne lief — es ging nicht. Das war denn doch eine verdamnte Geschichte, wenn man das Bett so nötig hatte wie er.

„Verfluchte bayerische Bierpantzer — faules Volk — nicht einmal die Schlösser öfen sie, daß ein solider Mann ins Bett kann.“ war das für die Münch-ner nicht gerade schmeichelhafte Selbstgespräch. Was nun thun? Halt! ein herrlicher Gedanke! Vielleicht geht's so. Er zog seinen Zimmer-schlüssel heraus, steckte ihn in den Ring des widerpenstigen Hausschlüssels und drehte mit aller Gewalt. Rad — mit einem Krach ging das Schloß auf. Gott sei Dank! — Das Zu-schließen ging merkwürdig leicht und nach einer guten Viertel-stunde, die zum mühsamen Er-klettern der steilen Treppen ver-braucht wurde, schlief der Edle wie ein Sack.

Nach solchen Anstrengungen kann man nicht so früh das Bett verlassen und so war es beinahe 10 Uhr als ein gewalt-tiges Klopfen den Schläfer störte — es war die Hauswirtin.

„So, Sie schlafen noch. Sie Malefizlump, Sie damischer. Wissen S' nót, was S' an' gestellt hob'n — d' Hausthür'n hob'n S' aufg'laffen. I hob' gmoant, i krieger en soliden Herrn und jetzt hob' i so en Bruder der-wischt, so en liederlichen, der d' Ursach ist, daß mir, einer ehr-baren Frau, der Hausherr auf-sog'n will. Was sog'en S' dazu?“

Im Vollgefühl der Unschuld antwortete der über-fallene:

„Gar nichts sage ich, denn ich habe die Thüre geschlossen und da liegt noch zum Beweis der Haus-schlüssel auf meinem Nachttisch!“

Herr des Himmels! — das alte Folterwerkzeug hatte den Bart verloren. Jetzt war's klar, also da-rum ging das Schloß so schwer auf und so leicht zu. Die Frau Kontrolleurin starrte mit offenem Munde die verhängnisvolle Eisenstange an.

„Ja,“ fuhr rasch besonnen der Angeschuldigte fort, indem er die Rollen tauschte und die des Beschuldi-gers übernahm, „ja, sehen Sie sich das rostige Ding nur an, das kommt davon, wenn man seine alten Schlösser nicht öft, sodas' solide Leute stundenlang auf den Strafen stehen müssen. Reiben Sie es dem alten Prozen und Hinzwider von Hausherrn nur unter die rote Nase. Den Hausschlüssel nehmen Sie nur gleich mit, bis heute mittag muß er repariert sein und jetzt schieben Sie ab und stören in Zukunft die Leute nicht mehr bei Tagesanbruch!“

Die verblüffte Dame, die bei der Behauptung, es sei Tagesanbruch, einen grimmigen Blick auf die Uhr warf, zog ab wie ein begossener Fudel.

Mit dem wiederhergestellten Hausschlüssel ver-sehen ging es abends in die gewohnte Kneipe. Die Freunde mußten doch auch das nächste Abenteuer erfahren. Es wurde viel darüber gelacht und obgleich

unser Freund sich vorgenommen, früh zu Bette zu gehen, wurde es doch wieder Mitternacht, als er den Heimweg antrat. Nun dieses Mal hatte er ja den neuen Hausschlüssel, da konnt' es nicht fehlen. Rich-tig öffnete sich nach zweimaligem Umdrehen das Schloß ganz leicht — aber der verfluchte Hausschlüssel mußte aus des Teufels Schmiede sein, denn jetzt war er trotz allen Ziehens und Reißens nicht herauszubrin-gen. Das war ja wieder eine ganz verdamnte Ge-schichte. Den Schlüssel stecken und die Hausthüre

offen lassen, das ging ja nicht an, denn mit so einem Münch-ner Hausbesitzer ist kein Spaß zu machen, die Kerle sind im Vollgefühl ihrer Prozigkeit grob wie Bohnenstroh. Das war ja zum Verzweifeln. Allein, wo die Not am größten, ist die Hilfe am nächsten. Gerade als es auf den Frauentürmen Mitternacht schlug, kam mit schwerem Schritt die StraÙe herunter ein baumstarker Burche zur Unglücksstelle. In seiner Verzweiflung flehte ihn der un-glückselige Hausschlüsselbesitzer um Hilfe an.

„Ja — was wär' nu aber döös?“ sagte lachend der Fremde „döös is mehr wie den Recht'n timmen. — I bin eh a Schlosser. Do wär'n ma glei g'hulfen hob'n.“ Der Schlossergeselle ging flugs ans Werk, rüttelte den Schlüssel, steckte sein Messer ins Schlüsselloch, drehte vor-sichtig und im Nu hatte er das Ungetüm heraus.

„Schaug'n S' junger Herr, do hoben S' den Schlüssel rumbogen — der Bart ist liederlich a'glegt g'wesen, u. z' nix mehr nutz — den dreh'n ma vollends ab.“

Da war der ver-berte Schlüssel wieder bartlos wie er es am Morgen ge-wesen. Einerlei — die Hausthür war auf und die schlechte Reparatur war ge-nügende Entschuldi-gung. Miteinemberz-lichen „Dank“ und „gut Nacht“ wollte der Gerettete in die Hausthüre schlüpfen, aber die Hand des an-gebeiterten Schlosser-gesellen hielt ihn zurück:

„Holt — nur stat, so hob'n mir nót g'wettet. I denk', a Moas'l Bier war mei' Arbeit scho wert!“



Den Hausschlüssel, das Zeichen der Zimmerherrlichkeit — und was für ein Praktikeremplar.



Rad! — mit einem Krach ging das Schloß auf. Gott sei Dank!

Mit einiger Verlegenheit zog der beschämte Kunstjünger den Geldbeutel:

„Noa, noa — so woas nôt gmoant. I bin koa Fechtbruder net — mer trinken a Moast mitsammen.“

„Ja — aber die offene Hausthüre?“

„Woas Hausthür.“

München is koa Rauberhöhl, und wann'st im Nest liegst, stebst au auf. Oder aber schamst di vielleicht, mit mir „timme?“ schrie der Schlosser, der sich beleidigt fühlte, „gleich'st mit oder d'bißt a Lump, a miserabligar, a Paatl, a dredeter.“

So vieler Lebenswürdigkeit konnte der Angeredete nicht widerstehen und nur ganz schüchtern warf er noch ein:

„Wenn aber indes jemand zuschließt?“

„Dann schloßt holt bei mir — i hob no a Bett in meiner Stub'n vun mei'm Neb'ng'fellsn, der is hoam g'fahr'n. Jetzt mach' koani Spargimenten, also marsch!“

Da war nichts mehr zu wollen. Seufzend fügte sich unser Freund in sein Schicksal und bald sahen die beiden in einem benachbarten Brauhaus, wo die Gäste schon in lichtern Reihen saßen, bei dem vollen Steinkrüge, dem Münchner Moast. Der Schlosser nahm aus dem dargebotenen Krüge einen so gewaltigen Schluck, daß die erste Maß bald alle war und mit fabelhafter Geschwindigkeit folgte die zweite und die dritte. Der Kunstjünger wollte sich empfehlen — da kam er schön an.

„So woas wär' me dös. I muß an a Moast zoabln — Durst hob' i schon an no — wart' i hol' no a Haferl.“

Nun auch das Haferl wurde vertilgt und wer weiß, was noch geschehen wäre, wenn nicht ein Brauerbursche Feierabend geboten hätte. Der Schlosser begleitete seinen neugewonnenen Freund bis an dessen Hausthüre — Herrgott, — sie war verschlossen.

„Thut nix,“ meinte mit größter Seelenruhe der Schlosser, — „thut goar nix, jetzt kimmt mit mir.“ Es war ein weiter

zurückzulegen hatten. Der Schlosser wohnte weit, weit draußen vor dem Sendlingertor in einer neu-erbauten Mietkaserne. Da standen in langen langen Reihen die hohen kalten Häuser, die einander zum Verwechseln ähnlich sahen. Endlich blieb der Schlosser stehen:

„So, do is's. Woast Brüderl — übers Hofgatter müß'n ma übersteig'n, do hob' i no toan Schlüssel derzu — fürs Haus hob'n im Saal. Also kimmt — 's geht ganz leicht.“

Sie stiegen über, der Schlosser voran. Als sie in dem dunkeln Hofraum standen, rief auf einmal der Schlosser:

„Woas is jetzt au dös — do steht jo a Hinterhaus. Sakka — jet is's schlimm, i hob's Haus g'fehlt, wo ma Moaster wohnt, bei der Viechsdunkelheit. Nur g'schwindwieder' nüber.“

Also wurde zurückgeleitet. Nach ein paar Schritten blieb der Schlosser abermals stehen:

„So do san ma — die sakramentschen Häuser schau'n in der Nacht an ganz gleich. Jetzt steig'n ma halt wieder übers Thor, Brüderl!“

Mit dem Aufgebote der letzten Kräfte kam der junge Mann über das Gitter.

„Jetzt woast, Bruderherz, a Hausschlüssel hob' i, aber an Schlüssel zur Vorplatzthür hob' i net, do muß i schell'n. Nu braucht der Moaster net z'wissen, daß i di mitbring'. Er kimmt immer im Dunkeln raus, da faßt's mei' Rockzipfel und geht leiz hinter mir zu. Aber d'Stiefeln mußst scho abzieh'n!“

Leise, leise stiegen sie die stichdunkle Treppe hinauf — der Geselle klingelt. Es dauert ziemlich lange; endlich nahen sich schlurfende Schritte und eine tiefe Männerstimme fragt, wer da sei.

„I bin's, Moaster.“
„So, du bist's, du Lump — du sakrischer, mach' nur, daß d' eint kimmt!“

Der Geselle wischt hinein und sein Gefährte faßt rasch den Rockzipfel, d. h. den des Meisters und huscht geräuschlos wie ein Schatten auf den Boden in der dichten Finsternis hinterdrein in



Der Schlosser nahm aus dem dargebotenen Krüge einen so gewaltigen Schluck, daß die erste Maß bald alle war.



„Noa, — dös is koa Spiphub net. Aber ins Luckas Namen, wie kimmt's Ihr dann do her?“

die Stube, wo er endlich seine Ruhe zu finden hofft. —

Als der Schlosser, den er im Zimmer losgelassen, keine Anstalt machte, ein Licht anzuzünden, mahnte er mit leiser Stimme:

— „Nu, mach' doch Licht!“

Da brüllt ein ächter Münchner Bierbaß der tiefsten Sorte:

— „Jesses! was ist dös? Wer hot sich da ei'g'schlichen. Weib, mach a Licht —, i halt den Malefizräuber derweil am Kragen!“

Eine freischende Weiberstimme fiel getreu ein, eine derbe Faust packte unsern jungen Freund an der Kehle und — es ward Licht.

Wie der Meister den totenbleichen, anständig gekleideten, an allen Gliedern zitternden Menschen sah, da öffnete sich die rußbedeckte schwierige Faust und ließ den halberstickten Gefangenen los.

„Noa — dös is loa Spitzhub net. Aber ins Ruducks Namen, wie kimmt's Ihr dann do her!“

Da löste sich die Zunge und der Arme berichtete getreulich die Abenteuer dieser Nacht und als er endet, da lachte der Meister, daß die Wände wackelten, aus dem Bette grüßte die Schlossersfrau und im Nebenzimmer schrien die Kinder.

„No, dös is aber zum Herg'schwellen,“ sagte endlich atemholend der biedere Münchner, „dös is no nöt dog'west — dös is ja a verauberter Hauschlüssel, a verherter. No jehst gehen S' wieder zum Ambros und schlof'n S' ruhig ihren Schreden aus. Morgen frühstücken S' mit uns und dann mach' i Ihnen a Hauschlüssel mit dem Tag und der Jahreszahl drauf, daß Sie dran denken, woas Sie in der Nacht alles erlebt haben.“

„Weiß der Allmächtige, das vergesse ich meiner Lebtag nicht — auch ohne Hauschlüssel und Inschrift,“ meinte wehmützig der Schwergedrückte.

„Wer die Wahl hat, hat — nicht die Qual!“

Geschichte einer Kur gegen das Wahl-Fieber.

Von R. Schmidt-Cabanis.



elbstverständ- lich giebt es unter den zahl- reichen Sprich- wörtern und volkstümlichen Redensarten unserer lieben deutschen Mut- tersprache auch eine recht an- sehnliche Menge höchst überflüssiger, abgeschmackter und vor allen

Dingen: veralteter, die in Anschauungen und Insti- tutionen verfloßener Jahrhunderte wurzelnd, unsern modernen Wesen direkt widersprechen und mit der

Kulturentwicklung der Gegenwart durchaus nicht mehr in Einklang zu bringen sind.

Eine der hervorragendsten dieser sprichwörtlichen Ungereimtheiten, die uns aber trotzdem noch überaus lose auf der Zunge sitzt und bei jeder passenden oder unpassenden Gelegenheit fast unwillkürlich, jedenfalls aber höchst unüberlegt zu Gehör gebracht wird, ist die bekannte Redensart: Wer die Wahl, hat die Qual!

Welche Summe von Unwahrheit in diesem Halb- dukend unschuldig klingender Wörter!

Hat nicht im Gegenteil grad' derjenige die Qual, dem jegliche Wahl abge schnitten und versagt ist, den die eiserne Nothwendigkeit und das bittere Muß (zwei der „Wahl-Dual“ gerade entgegengesetzte Begriffe!) zu etwas ganz Bestimmtem unweigerlich zwingen?! In der Wahl liegt die Freiheit, im Zwange die Qual, und durch den Talisman der Wahlfreiheit erst sind wir des absolutistischen Zwanges los und ledig geworden.

Die Idee des politischen „Wählen-Könnens“ ist mit der der geistigen Selbstständigkeit untrennbar verknüpft; daher denn auch selbst unsere kontervativsten Parteien es mit aufrichtiger oder mindestens gut geprüelter Entrüstung von sich abweisen, auf eine Unterdrückung des Wahlrechtes, d. h. auf den Unter- gang des konstitutionellen Systems hinzuarbeiten.

Nur der starre Reaktionär bebt vor dieser Bethätig- ung eines selbständigen freien Willens entsetzt zurück, die doch der Mensch im allgemeinen mit gerechtem Stolz als unantastbares Eigentum für sich in An- spruch nimmt. In andern, niedriger organi- sierten Klassen des Naturreichs hat sich allerdings die Wahlfreiheit von jeher als ziemlich gefahrbringend für diejenigen Geschöpfe erwiesen, welche zufälliger- weise in die Verlegenheit gerieten, sie auszuüben, und wir gedenken z. B. nicht ohne schmerzliche Bewegung des armen Grautiers, das zwischen zwei saftige, frische, duftende Heubündel gestellt, verhungerte, weil es sich zu sehr Efel fühlte, um die nötige Energie für eine Wahl zwischen den beiden ledern Futter-Portionen gewinnen zu können.

„Wer die Wahl hat, hat die Qual“, ist also hier- nach im Grunde genommen nur ein Sprichwort für C-nergie-lose Leute, und dadurch wäre seine Unhalt- barkeit, ja, seine Schädlichkeit schon genugsam erwiesen — namentlich in einer Zeit, die von jedem einzelnen wie von der Gesamtheit die Anwendung und Ver- wertung des höchsten Maßes der in ihn oder in sie gelegten geistigen Kräfte gebieterisch fordert.

Leider aber giebt es, die Wahrheit zu gestehen, Leute jenes energielosen Schlages noch in recht betrübender Anzahl, und vorzugsweise ihnen haben wir denn auch wohl das Weitergelten, das Blühen und Gedeihen jener überlebten Redensarten zu verdanken.

Und dabei kann man diese geschätzten Mitbürger in sehr vielen Fällen nicht einmal böswilliger Absichten anklagen, wenn sie sich beim Herannahen eines Land- tags- oder Reichstags Wahltermins auf ihr Lieblings- sprichwort berufen; sie stehen dabei wirklich Folter- qualen aus — vorzugsweise in der Einbildung natür- lich — die man seinem schlimmsten Feind nicht gönnen möchte, und tragen emsigst Sorge, sich selbst jenes vornehmste bürgerliche Recht als eine der lästigsten Verpflichtungen auszumalen. Und wie schwer es in unserm lieben deutschen Vaterlande hält, diesen redens- artigen — oder besser: diesen redensunartigen Jertum zu kurieren, das soll unsere kleine Ge- schichte zeigen, deren größter Vorzug vielleicht ihre Wahrhaftigkeit ist.